Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 108. Bromberg, den 10. Juli 1925

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von **Rudolf Paul.**

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

21. Kapitel.

Verschiedene Motive von Bücherliebhaberei.

Zwei Tage später war Lüdicke=Leuthold in der Tat gefaßt, und am dritten Tag konnte Kriminalkommissar Gebhardt ihn sich bereits vorführen lassen. Diesmal hatte er sich den Namen Lehmann beigelegt und tatsächlich wieder in einem Kurort Stellung gefunden. Aber da man ihm auf der Spur war, hatte ihm der falsche Name nichts genützt.

Leuthold war ein kleiner, beweglicher Mensch. Sein Äußeres verriet Eitelkeit und eine allerdings ziemlich schäbige Eleganz. Beides erklärte sich, wie das Verhör bald ergab, aus seinem Hang zur Weiblichkeit. Er hatte oft mehrere Schätze auf einmal, und das ging über seine Geldmittel. Er war daher sehr auf Nebenverdienste, Trinkgelder u. dgl. aus. Der Versuchung, sich auf unredliche Weise zu bereichern, wollte er bisher immer widerstanden haben, bis ihm der Aufenthalt Mehmet Bejs in dem Dresdener Hotel, in dem er damals bediensttet war, in dieser Hinsicht gefährlich wurde.

Hierüber erzählte Leuthold im Zusammenhang folgendes: Mehmet Bej habe ihm sofort den Eindruck eines wohlhabenden Ausländers gemacht. Er habe sich daher bemüht, ihm gefällig zu sein. Insbesondere habe er stets seine Post besorgt, und bisweilen aus Neugier Briefe geöffnet, ehe er sie aufgab. Soweit er sich entsinnen konnte, waren darunter einige Briefe nach Berlin an Herren mit türkischen Namen, die aber leider in einer fremden Sprache geschrieben waren, und ein Brief an den Privatdozenten Dr. Wolters in Leipzig.

In diesem Brief stand, daß ein heiliges Koranexemplar im Besitz Wolters' sei und daß Mehmet Bej ihm für dieses Buch 50 englische Pfund zahlen wollte, obwohl es Wolters gar nicht zu Recht gehöre. Für die Antwort war eine Woche Frist gesetzt. Leuthold wußte nur undeutlich, was ein Koran sei. Dafür war er sich aber sehr wohl darüber klar, daß 50 englische Pfund eine Menge Geld wären. Er beschäftigte sich daher öfter in Gedanken mit diesem geheimnisvollen Buch, und als er in der Zeitung von der Ermordung des Dr. Wolters las, war sein erster Gedanke, daß eben das Buch die Ursache der Tat war.

Aber nirgends fand er in den Berichten der Presse etwas von dem Buch erwähnt. Und so kam ihm der Gedanke, doch einmal selbst sich in der Sache umzutun. Von Dresden ging er sowieso gern fort, denn er hatte hier mehr Bräuten Treue geschworen als er beim besten Willen halten konnte. Er kündigte seine Stellung, und reiste am 1. März nach Leipzig.

Was er in Leipzig getrieben hatte, war ja durch Gebhardts gründliche Untersuchungen bereits aufgeklärt. Nachdem er sich in einem Konversationslexikon genau unterrichtet hatte, was ein Koran sei, und nachdem er weiter die Lage der Woltersschen Wohnung genau studiert hatte, war er im Nachbarhaus als Lohnkutscher eingetreten. Von dort aus hatte er dann die nächtlichen Exkursionen in die verlassene Woltersche Wohnung unternommen, und wenn ihm Gebhardt nicht dazwischen gekommen wäre, wäre ihm sein Plan wohl geglückt.

Gebhardt inquirierte darauf, wo er am Abend des 12. Februar gewesen sei. Leuthold, auf diese Frage offenbar vorbereitet, gab die Adresse eines Mädchens an, dessen Gunst er sich erfreute, und benannte mehrere Personen, die ihn an dem Abend dort hatten kommen und gehen sehen. Spätere Nachprüfungen ergaben übrigens die Richtigkeit dieser Aussagen.

Ferner stellte Gebhardt einige Fragen über Mehmet Bej, seinen Verkehr, sein Tun und Treiben überhaupt. Aber hierbei ergab sich kaum etwas Bemerkenswertes, geschweige denn etwas Verfängliches.

So schloß sich Glied um Glied zur Kette, und schließlich fehlte nur noch die Aufklärung darüber, welche Rolle Mehmet Bej in der ganzen Affäre gespielt hatte.

Auch diese Aufklärung ließ nicht lange mehr auf sich warten. Es war wieder um wenige Tage später, als Gebhardt von der Firma Oehler angerufen wurde, Mehmet Bej sei dagewesen. Verabredetermaßen war ihm gesagt worden, das begehrte Buch werde in einem Bankfach aufbewahrt und sei daher nicht zur Hand, es werde aber ein Vertreter der Firma mit dem Buch zu ihm ins Hotel kommen. Als dieser Vertreter trat Gebhardt auf.

Gebhardt hatte das Buch in einem der Kassenschränke der Polizei liegen. Die Witwe des Dr. Wolters hatte ihn gebeten, es einem berechtigten Eigentümer auszuhändigen. Er hatte also freie Hand.

Gebhardt legte das Koranbuch in seine Aktenmappe, begab sich in den Kaiserhof und wurde von Mehmet Bej sofort empfangen. In dem eleganten Hotelsalon sah er sich einem mittelgroßen, schwarzhaarigen Herrn von unverkennbar türkischem Typus gegenüber, dessen straffe Haltung den ehemaligen Offizier verriet, während die vollendete Beherrschung in Formen und Haltung auf den Diplomaten schließen ließ. Trotzdem war die freudige Überraschung in seinen Zügen unverkennbar, als Gebhardt den Koran schweigend auf den Tisch niederlegte.

Mehmet Bej faßte sich aber sehr bald und sagte in fast akzentfreiem Deutsch: „Sie wissen, mir liegt viel an dem Besitz dieses Buches. Sind Sie berechtigt, den Verkauf mit mir abzuschließen und welche Forderung stellt Ihre Firma?"

Gebhardt sah ihn eine Weile schweigend an und begann dann: „Exzellenz," — denn dieses Prädikat stand Mehmet Bej zu — „ich bin nicht der Vertreter der Firma Oehler. Dieses Buch stammt aus dem Nachlaß eines gewaltsam ums Leben gekommenen Mannes und hat bei seinem Tod eine Rolle gespielt. Ich bin der Kriminalkommissar Gebhardt."

Gebhardt beobachtete genau den Eindruck seiner Worte. Er stellte aber weder Erschrecken noch Erstaunen, sondern nur ein phlegmatisches Mißbehagen fest. „Ich weiß wohl," sagte der Türke, leicht seufzend, „es war zuletzt in dem Besitz des Herrn Dr. Wolters, aber ich hoffte, in diese dunkle und traurige Geschichte nicht hineingezogen zu werden."

„Ich hoffe, Exzellenz," sagte Gebhardt, „daß dies auch heute noch vermeidlich ist. Aber da Ihnen selbst offenbar die Hauptsache bekannt ist, darf ich Sie bitten, mir alles zu erzählen, was Sie von dem Buch und von Dr. Wolters wissen."

„Warum nicht?" versetzte Mehmet Bej, bot seinem Gast eine köstliche türkische Zigarette und begann:

„Ich war während des Krieges Hauptmann im Stab einer Division, die vorübergehend gegen die Engländer im Euphrattal eingesetzt wurde. Dem Stab gehörten unter anderen zwei sprachkundige junge Deutsche an, Dr. Wolters und ein gewisser Busch. Nach dem Fall von Bagdad gelang

den Engländern eine Überrumpelung, und wir mußten eilig zurück. Aus einer brennenden, schon dem Zusammenstürzen nahen Moschee retteten Wolters und Busch dies heilige Buch, nachdem ich sie auf diesen Schatz hingewiesen hatte. Ich selbst war inzwischen schwer verwundet worden und konnte nichts dabei helfen. Kurz darauf wurde ich auch in meine Heimat abtransportiert und kam nicht mehr an die Front.

Als die Türkei nach der Katastrophe von 1918 begonnen hatte, sich auf ihrem anatolischen Gebiet wieder etwas zu konsolidieren, fand ich auch die Zeit, mich wieder um das heilige Buch zu kümmern, das ich nie aus der Erinnerung verloren hatte. Ich schrieb an die mir bekannte Adresse von Busch wie von Wolters. Die Briefe kamen zurück, beide mit dem postalischen Vermerk, daß die Adressaten verschollen seien. Ich entsann mich dann noch der Adresse eines Fräulein Linder, mit dem Busch viel korrespondierte, und konnte mit Hilfe eines nach Deutschland reisenden Bekannten feststellen, daß sie im Hause des Privatdozenten Dr. Wolters in Leipzig lebe."

„Ich schrieb an Wolters von meiner Heimat aus nicht, weil ich ohnedies eine Europareise vorhatte. Wohl aber wandte ich mich vor einigen Monaten brieflich an ihn, als ich mich ein paar Tage in Dresden aufhielt. Eine Antwort bekam ich nicht, wohl aber las ich zu meinem Schrecken, daß Wolters kurz darauf tot, wahrscheinlich ermordet, aufgefunden worden war. Ich fürchtete, in die Untersuchung des Falles hineingezogen zu werden, wenn ich mich weiter um das Buch bemühen würde, zumal möglicherweise mein Brief auch in den Händen der Polizei war. Da mir aber andere und wichtige Missionen anvertraut waren, wäre mir dies sehr unangenehm gewesen. Ich ließ daher die Sache zunächst fallen und setzte meine Reise fort.

In London las ich dann in einer Fachzeitschrift, daß das von mir begehrte Buch zu verkaufen sei. Ich nahm an, es sei aus dem Nachlaß des Dr. Wolters in den Handel gelangt, und wollte natürlich diese Gelegenheit benutzen, es zu erwerben. Das Weitere bis zu diesem Augenblick werden Sie wohl wissen?"

„Ich danke Ihnen sehr, Exzellenz," versetzte Gebhardt als Mehmet Bej geendet hatte. „Was Sie erzählten, stimmt vollkommen zu dem, was ich bereits weiß, und ergänzt es in zweifelsfreier Weise. Sie haben Recht, daß Sie in die Sache Wolters hätten verwickelt werden können. Gab es doch eine Zeit, wo ich Sie für den Mörder hielt."

Mehmet Bej entlockte dies nur ein blasiertes „Ah?"

„Um so mehr freue ich mich," fuhr Gebhardt fort, „Ihnen folgendes erzählen zu können: Über dieses Buch hier verfügt die Witwe des Getöteten. Sie will es nicht behalten, wenn ihr kein unzweifelhafter Anspruch darauf zusteht, und ich habe Vollmacht, es Ihnen ohne Entschädigung zu überlassen."

Mehmet Bej erhob sich, und ging im Zimmer ein paarmal auf und ab. Dann sagte er: „Das ist wieder einmal echt deutsch: Anständig, aber geschäftsungewandt — oder wie soll ich sagen. Aber die Witwe eines Privatdozenten — ich wußte nicht, daß Wolters verheiratet war — wird nicht glänzend situiert sein. Ich halte mich an das Angebot, das ich ihrem Mann machte, gebunden und werde die Firma Oehler bitten, ihr oder Ihnen meine Anzahlung von fünfzig Pfund auszuhändigen."

Mehmet Bej erkundigte sich dann noch nach den Einzelheiten des unglücklichen Endes des Dr. Wolters, und Gebhardt gab ihm hierzu die Darstellung, daß hier ein unglücklicher Zusammenstoß mit einem nächtlichen Dieb vorliege.

„Es tut mir leid," meinte Mehmet Bej bedauernd, „er war ein tüchtiger und ernster Mensch."

„Sie kannten ihn gut?" fragte Gebhardt.

„Natürlich," war die erstaunte Antwort Dann verabschiedete sich Gebhardt.

„Also auch dies Problem wäre gelöst," dachte Gebhardt, als er die Hoteltreppe hinabstieg. „Und jetzt ist auch begreiflich, warum der Brief Mehmet Bejs den falschen Wolters so nervös machte. Mehmet Bej kannte ja den echten und den falschen Wolters und hätte ihn womöglich entlarven können."

22. Kapitel.

Die Rätsel des „Falls Wolters" waren nun alle gelöst. Der falsche Wolters hatte den Ehrgeiz, der ihn auf eine abwegige Bahn geführt hatte, mit dem Tod gesühnt. Schulgin, der Urheber seines Todes, war seiner gerichtlichen Strafe zwar entgangen, aber offenbar unter dem Eindruck seiner ungewollten Tat innerlich gewandelt. Obermeyer und Leuthold erhielten jeder einige Monate Gefängnis, und sogar, da sie beide bisher unbescholten waren, unter bedingter Begnadigung. Sie schworen beide hoch und heilig, sich nie wieder an fremdem Gut vergreifen zu wollen und an diesem Denkzettel für ihr ganzes Leben genug zu haben. Mehmet Bej brachte seiner Heimat den heiligen Schatz zurück, und Gebhardt sah mit befriedigtem Schmunzeln die dicken Aktenfaszikel „Mordsache Wolters" in den Schränken verschwinden.

Wirklich glücklich aber waren Riehl und Lucie, die sich einige Wochen nach Riehls Rückkehr aus dem Osten verlobten. Riehl hatte einen ansehnlichen Teil der in der Wolterschen Sache ausgesetzten polizeilichen Belohnung erhalten, und Lucie verfügte über die 50 Pfund Mehmet Bejs. Dazu kam, daß die Firma Mertens u. Simons Riehl zum Prokuristen ernannte und ihm eine selbständige Stellung im In- oder Ausland in absehbarer Zeit in Aussicht stellte. So hing den beiden der Himmel voller Geigen, und je mehr die Schatten der Vergangenheit zurückwichen, desto mehr blühte Lucie auf und brachte ihr ursprüngliches Temperament voll sonniger Heiterkeit wieder zum Vorschein.

Etwas später als ein Jahr nach der verhängnisvollen Nacht vom 12. zum 13. Februar fand die Hochzeit Riels und Lucies statt. Dr. Hildebrandt und Kriminalkommissar Gebhardt waren die Trauzeugen. Als man dann im kleinen Kreis, am gut und reichlich gedeckten Tisch saß, erhob sich Gebhardt nach der Suppe und brachte in teils ernster, teils launiger Rede den Toast auf das junge Paar aus. Auch den alten Tutenchamun und seine Hinterlassenschaft streifte er darin.

Lucie schräg gegenüber saß ihr alte Tante Emilie, ein älteres Fräulein, das sich mühsam mit Handarbeitsunterricht erhielt und von modernen Ereignissen wenig wußte. Nach der Rede Gebhardts beugte sie sich zu Lucie über den Tisch und fragte: „Der alte Tuttenkamm ist wohl ein Onkel von deinem Mann? Hat er ihm denn was Ordentliches vermacht?"

„Das gerade nicht," erwiderte Lucie lächelnd. „Aber," fiel Riehl ein, der das Gespräch gehört hatte, „unser Glück hat er doch gemacht. Möge ihm das Museum leicht sein." Und damit nahm er einen kräftigen Schluck.

Tante Emilie aber war nicht klüger als zuvor. Sie zog es daher vor, sich dem Kalbsbraten zuzuwenden und murmelte kopfschüttelnd zwischen zwei Bissen: „In meiner Zeit sprach man doch mit mehr Respekt von seinen Verwandten."

——:: Ende. ::——

Die Tragödie im Hause Tolstoi.

Leo Tolstois Tochter Tatjana befindet sich bekanntlich zurzeit auf einer Reise durch die europäischen Hauptstädte, die sie unternommen hat, um Vorbereitungen für das Tolstoijubiläum i. J. 1928 zu treffen. Sie hat bereits in verschiedenen Städten Vorträge gehalten, darunter in Prag über das Thema „Die Tragödie in meinem Elternhause". In der Berliner „Dni" gibt **E. Kuskowa** folgendes interessante Referat über diesen Vortrag. (Die deutsche Übersetzung entnehmen wir der „Rigaschen Rundschau".)

Tatjana Lwowna Ssuchotin-Tolstoi spricht — von der Tragödie in ihrer Familie, von dem Drama zwischen Vater und Mutter. . . . Man ist mit bedrücktem Gefühl gekommen: das Intimste, was vor fremden Ohren immer gehütet wird, soll unter die Menge . . . soll dem Urteil aller preisgegeben werden. Soll es wirklich Worte geben, die imstande wären, alles, was ein Mensch von dem Ausmaß Tolstois in seinem häuslichen Leben durchgemacht hat, darzustellen? Aber gleich die ersten Worte bringen Beruhigung: es ist die wahre Tochter Tolstois, die da spricht. Sie spricht mit erstaunlicher Schlichtheit. Keine einzige Verzierung, keine schmückende Wendung. Einfach. Als ob, bald still, bald stürmisch, das Leben in seiner ganzen Echtheit vorüberflösse. Die Wahrheit des Lebens. Und sofort ist der überfüllte Saal in Bann geschlagen. Es ist ganz still. Niemand wagt sich zu rühren, wo diese graue, tapfere Frau im einfachen schwarzen Kleid so schmucklos redet. Und immer höher steigt die Spannung der lauschenden Menge: das gewaltige Drama wächst vor ihr auf, Leid ohne Ausweg, Widersprüche ohne Lösung. . . .

„Vierzehn Jahre sind seit dem Tode meines Vaters verflossen, fünf Jahre seit dem Tode meiner Mutter. Wir, die Kinder, haben in dieser Zeit manches Wahre zu hören bekommen. Aber noch mehr — Unwahres. Wir haben geschwiegen. Wir hielten uns zurück. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo man sprechen darf. Bücher sind erschienen, die seine Freunde geschrieben haben. In ihnen steht jene Wahrheit, die im Grunde — unwahr ist. Das betrifft vor allem meine Mutter. Zu sprechen ist noch schwerer als zu schweigen. Aber man muß doch das wahre Bild meiner Mutter zeigen, namentlich aus den beiden letzten Jahren ihres Zusammenlebens mit meinem Vater, als ihre Nervosität schon an eine Gemütskrankheit grenzte. . . . Der Tochter fällt es nicht leicht, über die Beziehungen ihrer Eltern untereinander

zu sprechen. Was in anderen Familien ein Geheimnis bleibt, stand bei uns allen offen: wir lebten wie unter einer Glasglocke. Jedermann konnte kommen, auskundschaften, erzählen, die tiefsten Geheimnisse der Seele auf die Straße hinaustragen. Tolstoi selbst hat vieles in seinen Tagebüchern und in der „Beichte" enthüllt. Deshalb kann auch ich über das sprechen, was ich selber gesehen habe, was ich an ihrer Seite erlebte. Ich bin die älteste Tochter, nur zwanzig Jahre jünger als meine Mutter. Bis zu meiner Verheiratung mit 35 Jahren habe ich mit ihnen gelebt. Und ich habe mich hineinmischen, habe Mißverständnisse glätten müssen, die seit den 80er Jahren unerträglich sich zuspitzten."

Sie erzählt: Die Heirat Tolstois mit der jungen, schönen und nervös-beweglichen Sonja (Sophia) Bers. Wie das Mädchen, das in der Großstadt, in der vornehmen Gesellschaft aufgewachsen war, nun, als Gattin Tolstois, sich in Jasnaja Poljana vergräbt. Ruhig floß das Leben hin. Jeden Abend schrieb Sophia Andrejewna ab, was Tolstoi tagsüber geschrieben hatte. Dann der erste Sohn Sergius. Der Vater wollte, daß die Mutter ihn selbst nähren sollte. Brustfieber. Aber sie fährt im Stillen fort. Eine Amme zu nehmen wäre ein Verbrechen. Man nährt künstlich. Das Kind ist nervös, schwächlich. Ganze Nächte bleibt Tolstoi bei ihm auf. Und am Morgen sitzt er in seinem Arbeitszimmer — in einer anderen Welt: Alexander I., Napoleon, Karatajew, Natascha, Pierre.... Er schreibt an „Krieg und Frieden"... Dann kam ich zur Welt, erzählt Tatjana Lwowna. Und danach, alle zwei Jahre, ein neuer Sprößling. 13 Kinder. Von ihnen hat sie 11 selbst genährt. War krank, aber gab das Nähren nicht auf. So floß das Leben. Jeden Tag, schrieb Tolstoi von dieser Zeit, muß ich ein Stück meines Selbst im Tintenfaß lassen, und sie — in der Kinderstube — aussuchen.

Kam es vor, daß Tolstoi verreiste — schrieben sie einander täglich. „Ich sitze in Deinem Arbeitszimmer, schrieb die Frau dem Gatten, schreibe Deine Sachen ab oder gehe sie durch und weine über mein Glück, denke an Erlebtes.." Und er antwortete: „Übermorgen werde ich Dich umarmen, Du Feine Du Rasche, Du Geliebte, dort, im Kinderzimmer; ich weiß, daß ich Dich immer dort finden werde." Und der Schwester schreibt sie: „Wenn er nicht da ist, blättere und lese ich in seinen Papieren. Aus allen Kräften bemühe ich mich, ihn zu verstehen, in ihn einzudringen, seine Seele zu fühlen." Und an ihn: „Ohne Dich bin ich — wie ohne meine Seele. Du verstehst es in alles soviel Poesie zu legen... Manchmal verstehe ich nicht: liebe ich dies oder das deshalb, weil Du es liebst, oder liebe ich es aus mir selbst." Dann aber folgt jenes niederdrückende Vorgefühl Tolstois — er schreibt von ihm an einen seiner Freunde: „Sie ist jung. Vieles in mir versteht sie nicht. Vieles unterdrückt sie in sich, später aber wird sie es mir in Rechnung stellen." Die Rechnung, sagt Tatjana Lwowna, wurde wirklich präsentiert, nur später, viel später. „Von dieser wolkenlos-glücklichen zwanzigjährigen Periode unseres Lebens könnte ich noch viel erzählen — vielleicht schreibe ich einmal davon," beendet die Vortragende die Beschreibung dieses an tiefem Glücksgefühl selten schönen Lebens in Jasnaja Poljana während ganzer zwanzig Jahre.

Aber dann — dann begann das wahre Drama. Ein Drama, in dem es keinen Ausweg gibt, keine Schuldigen, einen Zustand ohne Lösung.

Äußerlich begann es mit der Übersiedelung nach Moskau. Es war längst beschlossen, den Sohn Sergius auf die Universität zu schicken, die Tochter in die Gesellschaft einzuführen. Aber die innere Disharmonie reifte schon lange vorher heran. Seit dem Ende der 1870er Jahre wurde Tolstoi von den Fragen nach dem Sinn des Lebens gequält. Und hier stellte sich heraus, daß die Frau nicht das geringste Interesse an solchen Problemen hatte. Er wird durch den Erfolg, die Behaglichkeit, das Glück bedrückt... Der Ruhm scheint ihm eine Last, ein Kreuz. Die Kirche dünkt ihn eine Plage. Doch bevor er dem orthodoxen Glauben den Rücken kehrt, geht er durch alle Etappen strenger Kirchenfrömmigkeit: er beichtet, fastet, betet, studiert das Evangelium, lernt Hebräisch und Griechisch, dies alles schon als bejahrter Mann. „Auf Strahlen habe ich die Sonne erreicht — schreibt er — die wahre Lehre Christi." Für die Familie war das alles neu und fremdartig — seine Forderung, das Leben zu ändern, das Eigentum fahren zu lassen. „Wir sagten uns: warum sind wir bisher erster Klasse gefahren, haben unsere Kleider in den besten Geschäften bestellt, und sollen jetzt wie die Bauern leben? Warum soll sich unser frohes, heiteres Leben plötzlich ändern? Das verstanden wir nicht"... Der Vater aber besuchte die Gefängnisse, die Kasernen, sägte in Moskau am Flusse Holz... Kam er heim, so war er empört über das weiße Tischtuch, über die Diener in weißen Handschuhen. (Schluß folgt.)

Der Führer.

Skizze von **Richard H. Schroeder, Aschersleben.**

Es ist ein tüchtiger Marsch gewesen. Erst die acht Kilometer den rauschenden Fluß entlang, dessen Wiesen das erste zarte Frühlingsgrün zeigten. Dann der Aufstieg zur Burg. Sie hat immer vor den Augen der Wandernden gestanden. Der Bergfried als scharfe Silhouette vor dem blaßblauen Märzhimmel, die roten Dächer der Gebäude leuchtend im Sonnenlicht. Das Ziel, nah und doch so fern, beflügelte die Schritte. Nach langer Winterruhe dieser Beherrscherin des Tales, um die die Historie einen bunten Mantel webte, entgegeneilen zu können, gab dem Marschtempo einen frohen Rhythmus. Kein Lied erschallte, und doch ist dieses Wandern ein einziger Gesang gewesen. Die Waldhöhen rechts und links des Weges, befreit von der Starre des Winters, die Luft erfüllt von Sonnenwärme und Lerchenjubel, die ersten Blumen in den noch kahlen Hecken — das alles ist wie ein Jauchzen mit ihnen gegangen...

Und noch etwas anderes hat dieser Frühlingswanderung besonderen Inhalt gegeben. Der Alte, der geliebte Führer der frohen Schar ist das letzte Mal an ihrer Spitze gegangen. Wie er sein Amt in der Stadt niedergelegt, will er auch jetzt von seinem Führerposten zurücktreten. „Ich bin zu allem zu alt!" hat er gesagt. „Darum wird diese Wanderung meine letzte Fahrt sein!" Ach, der Alte! Wie jugendfrisch ist er mit ihnen marschiert! Wohl hat man ihm den langen Weg durch die Märzluft angemerkt. Beim Aufstieg brauchte er, ein wenig müde und bleich, sogar eine Stütze. Aber im Aufnehmen alles dessen, was dieser goldene Frühlingstag an Schönem und Erhabenem gebracht, ist er doch einer der Jüngsten gewesen. Wie er den Stecken in den Staub der Straße stieß, wie er in den kurzen Wanderpausen zu den Fahrtgenossen gesprochen, jeder Satz ein Hymnus auf die Größe des Schöpfers — daß man das missen sollte in Zukunft, das ist das einzige Lastende gewesen auf diesem frohen Gang durch den Frühling . . .

Nun sitzt man in der hohen Halle der Burg, der auch der glühende eiserne Ofen die noch winterliche Kühle nicht ganz nehmen kann, und schwingt die Becher. Der Alte thront an der Spitze der Tafel in seinen Mantel gehüllt. Er wirkt, das Gesicht wieder ein wenig gerötet und das weiße Haar tatenfroh aus der Stirne gestrichen, manch lustiges Wort in die frohe Schar. Vor den Fenstern verglüht der Tag. Der westliche Himmel, ganz in das Gold der sinkenden Sonne getaucht, schickt einen Widerschein in den Raum und erfüllt ihn mit seltsamem Lichte. Manchmal gehen die Augen des Alten durch die Fenster und bohren sich in das himmlische Leuchten. Dann wird er plötzlich still. Hat er alles vergessen. Die Wanderung, die Gefährten, die hohe Halle. Kommen seine Augen zurück, glimmt ein rätselhaftes Feuer in ihnen. Holt er es aus dem Tempel am Himmel? Glüht es in ihm selbst auf? Ach, und einmal wird es zur Flamme, die hell über die Schar zuckt:

„Freunde!" ruft er hastig aufspringend und den Mantel abwerfend, „Freunde! Ich sehe dort vor den Fenstern etwas stehen, was wie ein Sinnbild für mich ist: es will Abend werden. Die Nacht kommt. Oft sind wir im Scheine dieses göttlichen Leuchtens heimgewandert. Seht Freunde, das am Himmel ist es, warum ich ein Wanderer ward. Jetzt ist das Wandern vielen nur Sport. Sie fressen die Kilometer und nehmen die Berge wie Hindernisse. Ich ging mein ganzes Leben lang, um dem Schöpfer nahe zu sein. Mehr als die Länge des Weges, die Höhe der Berge, die Schönheit der Aussicht, war mir der Wunsch, ihm, dem Großen und Gütigen, zu begegnen. Ach, und ich habe ihn oft getroffen! In der Frühe, mittags in der Stunde des großen Schweigens, abends, wenn das Leuchten am Himmel hing. In jeder Blume, in jedem Baume, bei jedem Schritt, von den Höhen und im Tal sah ich ihn, nur ihn! Liebster, rief ich oft in mich hinein, ich danke dir, daß du bei mir bist! Ach, und aller Aktenstaub und alle Sorge des Tages war ja nichts vor dieser Gewißheit. Seht, Freunde, das ist es, was unser Leben oft schwer macht: die Sorge um Weg und Ziel unseres irdischen Daseins. Als Wanderer mit ihm, schwand mir diese Sorge. Ich lebte nur dem Tage, den er mir schenkte. Suchte nur ihn als Ziel. Und so, als Wanderer mit der großen Sehnsucht, will ich ihm auch begegnen auf meiner letzten Fahrt!"

Einen Augenblick bleibt er, als er geendet, stehen, streicht mit einem herrischen Rütteln des Kopfes die über die Stirne gefallenen Haare zurück und greift dann plötzlich mit beiden Händen krampfhaft ins Leere. Die Schar, noch ganz im Banne seiner Worte, erschrickt über diese hilflose Bewegung. Besorgte Rufe werden laut, Fragen bestürmen ihn. Der Alte schweigt. Er hat sich wieder gesetzt und stützt müde den Kopf in die Hand. Man beruhigt sich allmählich. Von neuem kreisen die Becher, aber es liegt doch wie ein Alb auf der Schar. Eine halbe Stunde vergeht mit Plaudern

und Trinken. Da steht der Alte abermals auf. Er sagt, er wolle hinunter ins Tal gehen, um dort den Zug zur Heimfahrt zu benutzen. Der Rückmarsch in der Nacht sei ihm doch zu beschwerlich heute. Und wieder greift er einen Augenblick mit tastenden Händen in die Luft. Man will ihm beispringen, aber er wehrt allen ab. Er will auch allein gehen. Und man läßt ihn gehen, denn sein Führerwort ist ihnen heilig gewesen. An der Tür bleibt er noch einmal stehen. „Gute Nacht, Freunde!“ ruft er in die Halle, den Hut fast übermütig schwingend. Man umdrängt ihn, drückt im die Hände . . .

Als er gegangen ist, will keine Fröhlichkeit mehr aufkommen. Was ist ihm? Warum geht er? Noch nie hat er die Schar während einer Wanderung verlassen . . . Man beschließt nach einer Weile, ebenfalls aufzubrechen, früher als geplant. Das Leuchten am westlichen Himmel ist ausgelöscht. Als man in den Burghof tritt, liegt das silberne Licht des Mondes auf dem holprigen Pflaster. Ohne recht zu wissen warum, wählt man nicht den kürzeren Weg durch den Wald ins Tal hinab, sondern die breite Straße, die er, der Führer gegangen ist. Sie führt in weiten Serpentinen hinunter an den Fluß. Ihn will man dann entlang marschieren, wie bei der Wanderung am Tage . . . Eine Zupfgeige wird laut, aber sie verstummt gleich wieder, als hätte ihr jemand Schweigen geboten. Die Straße die Waldberge und unten das breite Tal sind in das Märchenlicht des Mondes getaucht. Die Luft ist frisch und doch voll jener köstlichen Würze, die der Erde entströmt, wenn die Sonne lange Stunden sie erwärmte. Man nimmt den Weg ohne sonderliche Eile. Bisweilen bleibt man auch stehen, wie gebannt vor dem Zauber dieser Frühlingsnacht. Ist der nahe, von dem er, der Führer, vorhin gesprochen?

Ziemlich am Ende der Straße, dort wo sie, in einem letzten Bogen ausholend, in einem Dörfchen am Flußufer mündet, stockt plötzlich die Spitze der Schar. Die Zurückgebliebenen sehen, wie man sich über jemand beugt, der wie schlafend an einem Abhange liegt. Und nun gellt ein Ruf durch die Stille der Mondnacht, der wie ein verzweifelter Schrei ist: Der Führer!“ Man drängt zu der Spitzengruppe. Ein junger Mediziner kniet an der Seite des Alten, nimmt das bleiche Haupt in seine Arme, legt das Ohr an die Brust. Atemlos steht die Schar . „Er ist tot, Freunde! Herzschlag . . .!“ Dumpf und schwer klingen diese Worte. Die Hüte fliegen von den Köpfen . . .

Man hat eine Bahre aus dem Dörfchen geholt. Man hat den Toten daraufgelegt und mit seinem Mantel zugedeckt. Nur den Kopf hat man freigelassen, auf dem nun das Mondlicht liegt. Man nimmt die Bahre auf und setzt sie an die Spitze des Zuges. Und trägt sie nicht etwa zu den Menschen und zu der Bahnstation, nein, man trägt sie in die Nacht hinaus. Den Weg, den er als Lebender gegangen, soll er als Toter zurückgehen. An der Spitze der Schar, wie es ihm, dem Führer gebürt. Und es ist kein trauriger Zug dort am Flusse entlang. Sie wissen alle, die nächtlichen Wanderer, daß der Alte auf seiner letzten Fahrt dem begegnet ist, den er immer in großer Sehnsucht gesucht . . . Der Mond ist untergegangen. Die Sterne funkeln jetzt am Himmel. Hell leuchtet der Gürtel des Orion. Da stimmt einer ein uraltes Wanderlied an. Die andern fallen ein. Die Lippen, die am Tage stumm waren, sind in der Nacht beredt geworden. So kehrt der Leib des greisen Fürers zurück in die irdische Heimat von einer Wanderung, auf der er die himmlische fand . . . .

Die Linde.

Die Linde blüht, überall drängt sich der feine süße Geruch dieser Blüten auf. Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag werden die Lindenbäume von summenden Bienenschwärmen belagert, leise schwanken die Blütensterne auf den Bäumen, stolz streckt die Linde ihre Krone in den blauen Himmel. Die Linde ist unstreitig der Baum, der von den alten germanischen und von den mittelalterlichen deutschen Völkern am meisten verehrt worden ist. Fast in jedem Dörfchen, in den Städten auch auf den Märkten, in lauschigen Winkeln, am Tore, vor dem Rathause, waren Linden angepflanzt. Gasthöfe wurden nach den Linden genannt, Bauernhöfe heißen vielfach Lindenhöfe, weil sie von Linden umgeben sind, Mühlen haben vielfach ihren Namen, und ungezählte Ortsnamen verdanken diesem Baum ihre Entstehung. Er wird uralt. Ein Lindenbaum kann viele Jahrhunderte, vielleicht ein Jahrtausend stehen, ehe er eingeht. Könnten draußen auf den Dörfern die Linden auf dem Dorfanger, um die Brunnen und Bauernhöfe, um die Gasthäuser, Mühlen und Kirchen erzählen, wir würden oft Geschichten hören, wie sie kein Romandichter ersinnen kann. Generationen auf Generationen sind unter diesen alten Linden aufgewachsen, Kinderlallen wurde unter ihren Ästen zum Greisengestammel, selige Freude tollte sich unter ihren Blättern aus, bitteres Herzeleid zog sich hier zurück. Diese alten Linden haben unzählige Tage gesehen, an denen der Himmel wie eine große blaue Seidendecke ausgespannt war und die Luft golden flimmerte, aber es zogen auch viele Tage vorüber, an denen Unwetter heraufzogen, so schwer, daß die Erde unterzugehen schien, tausendfach säuselten sanfte Zephyrlüfte, tausendfach aber auch tobten wilde Stürme, so daß die Wurzeln bis tief in das Erdreich erbebten und die Kronen wild umhergerissen wurden. Die alten Linden sahen Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbniszüge an sich vorüberziehen, sie winkten klein und groß, jung und alt zu, wenn im Dorfe alte Volksfeste gefeiert wurden, unter ihnen rasteten fromme Kirchgänger, aber oft auch Räuber und Mörder, um sie lagerte tiefer Friede, aber sie umgab auch die Roheit wilder Kriege. Die alten Linden sahen neue Häuser und Höfe entstehen und alte verfallen, über sie zogen Glockenklänge hinweg, die hohe Feste einläuteten und andere, die von einem großen Brand Kunde gaben. Auch die deutschen Dichter haben die Linden besungen; die Lieder vom Lindenbaum und von der Lindenwirtin gehören mit zu unseren bekanntesten und schönsten Volksliedern. A. M.

Bunte Chronik

* **Berlin, die Stadt der meisten Kirchen.** Es wird vielleicht manchen überraschen, daß das als „gottlos“ verschrieene Berlin die meisten Kirchen auf dem Kontinent aufzuweisen hat. Es schlägt sowohl an Mannigfaltigkeit der Gebetsstätten wie an Anzahl alle europäischen Hauptstädte. Während Amsterdam etwa 50 Kirchen, das heilige Rom nur 60 zählt, hat es München auf über 100 und Wien sogar 135 gebracht. Was will das aber besagen gegen des Deutschen Reiches Hauptstadt mit seinen 260 Kirchen. Darunter befinden sich allein 132 evangelische und 64 katholische Gotteshäuser. Außerdem sind noch vertreten 3 französische Kirchen, 1 englische, 1 amerikanische, 3 Garnisonkirchen, 2 Baptisten-, 14 Methodistenkirchen, 13 klösterliche Andachtsstätten, 23 Synagogen, 1 Kirche für Taubstumme und ein Budhatempel. Man sieht, im Spree-Babel können auch die verschiedensten Weltanschauungen ihre Gläubigen um sich scharen.

* **Der Dank an den Lebensretter.** Eine angenehme Überraschung erlebte dieser Tage ein Arbeiter in Lünen bei Dortmund. Er erhielt eines Tages eine Testamentsabschrift mit Grundbuchauszug zugesandt, worin ihm eine in der Nähe gelegene Besitzung mit einer Dreizimmerwohnung, einem Stall und einigen Morgen Acker- und Wiesenland zur freien Benutzung auf Lebenszeit zugewiesen wurde. Der so reich Bedachte hatte während des Weltkrieges seinen Major, der als Schwerverwundeter in der Feuerlinie lag, unter eigener Lebensgefahr herausgeholt, wofür ihm dieser nunmehr durch das Vermächtnis seinen Dank bekundete.

* **Die Kraft des Blitzes.** Die elektrische Kraft, die in dem Blitz drinsteckt, ist natürlich nicht leicht zu messen. Zwar hat man versucht, eine Akkumulatorenanlage aufzustellen und den Blitz mittels eines Auffangdrachens hineinzuleiten und zu messen, aber der Blitz hat die Anlage stets glatt zerschlagen. Man ist nun augenblicklich bei dem Versuch begriffen, ein Metall herzustellen, das der hohen Spannung des Blitzes Widerstand leistet, gelungen sind die Versuche bisher noch nicht. Sollte es gelingen, so wäre eine geradezu unerschöpfliche neue Kraftquelle erschlossen. Denn nach allen bisherigen Meßversuchen muß die Kraft des Blitzes so ungeheuer sein, daß man der Meinung ist, sie genüge, um ganz Europa für ein Jahr mit elektrischer Energie zu versorgen.

Lustige Rundschau

* **Fatales Wiedererkennen.** „Gnädige Frau, geben Sie einem armen Invaliden einen Groschen; ich habe wirklich nicht immer so ausgesehen wie jetzt!“ — „Nein, gestern hatten Sie den anderen Arm in der Binde!“

*

* **Zerstreut wie immer.** Professor (zum Studenten): „Haben Sie Brüder?“ — „Ja, einen, Herr Professor!“ — „Sonderbar, sonderbar! Ihre Schwester sagte gestern, sie hätte zwei!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg